

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 26 (1936)

Heft: 16

Artikel: Alaska-Gold [Fortsetzung]

Autor: Droonberg, Emil

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641215>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

der Toten, die stundenweit den schlechten und sehr steilen Weg hinaufgeschafft werden mußten, so wundern wir uns, daß die Bevölkerung des Tales jahrhundertelang ihre religiösen Pflichten auf diese Art zu erfüllen bereit gewesen ist. Freilich verlangten die kirchlichen Säkularien auch gleichzeitig die Huldigung an die Herren der Burg und die Erlegung der Zehnten und anderer Gebühren. Wer also beten wollte, mußte seiner Untertanenpflicht genügen.

Gegenüber der Kirche stand vermutlich im turmartigen Bau das Pfarrhaus. Der Kirchturm hatte wohl nur eine Glocke. Nachdem dann die Dorfkirchen entstanden waren und St. Johann praktisch als Andachtsstätte nicht mehr in Frage kam, ging die Kirchenglocke in den Besitz der Gemeinde Scharans über. Die Glocke aber kollerte auf dem Transport den steilen Hang hinunter und brach die Krone ab. Böse Jungen behaupteten, die Glocke sei auf nicht ganz einwandfreie Weise erworben worden.

Der letzte Schloßherr auf Hohenrätien, Ritter Kuno, war der Schrecken aller Pilger und Landleute. Was ihm gefiel, das wurde Gegenstand seiner Räuberhände. Aber als er einst wieder eine Jungfrau im Dorfe Sils kurzerhand aufs Pferd riß und zur Burg hinaufschleppte, war das Maß doch voll und die Bauern taten sich zusammen, um der Gewaltherrschaft ein Ende zu bereiten. Die empörten Scharen hatten schon die Tore gesprengt und als sie sich auf den Ritter werfen wollten, der zu Ross im Schloßhofe hielt, das schöne Silser-Mädchen vor sich im Sattel, da gab er seinem Rappen unversehens die Sporen, daß dieser



Die Ruinen von St. Johann auf Hohenrätien.

hoch aufstieg, und dann sprengte er ihn von der Zinne des Felsens hinunter in die grausigen Schlünde des verlorenen Toches. Was aber der Hinterhain in die Wirbel der Biomala gerissen, das gibt er nicht wieder heraus.

Der Hohenrätier aber muß seine Misserfolg noch jahrhundertelang büßen. In dunklen Nächten reitet er droben auf dem Johannisstein um die Trümmer der Burg, so daß ihm höllenheiß dabei werden muß. Seine Eisentrustung ist rotglühend, und Funken sprühen davon ins Dunkel.

Alaska-Gold

Er hatte sehr formell gesprochen und Escher konnte nicht entscheiden, wie er sich persönlich zu dem hier herrschenden System von Korruption, das ihm wohlbekannt sein mußte, stelle. Was er gesagt hatte, war ja vollkommen richtig, aber doch hatte Escher das deutliche Empfinden, daß er von diesem Manne feinerlei Förderung seiner Absichten zu erwarten habe. Wenn er nicht selbst an der Korruption beteiligt war, was Escher ohne bestimmte Unhaltspunkte nicht annehmen wollte, so zeigte er doch die Abneigung des leitenden Beamtens, Uebelstände in seiner Verwaltung offenkundig werden zu lassen.

„Das heißt also, die Sache soll so weiter gehen, wie sie bisher gegangen ist?“ fragte Escher empört. „Sie wissen ganz genau, daß die von Ihnen geforderten Beweise nicht zu erbringen sind, bei der Räufigkeit der Polizei und der Richter. Aber Sie scheinen nicht zu wissen, daß die Betrügereien, die offensichtlich auch von dieser Office aus gefördert werden, nachgerade zu weit gegangen sind. Die Miner sind im Begriff, eine Organisation zu bilden und endlich auf dem Wege des Selbstschutzes mit der Korruption hier aufzuräumen. Ich muß gestehen, ich hätte von Ihnen mehr Interesse für die Reinigung Ihrer Verwaltung von Betrügern und sonstigen untauberen Elementen erwartet.“

„Bringen Sie mir Beweise, dann werde ich dagegen einschreiten“, entgegnete Mr. Senler mit einem Achselzucken.

„Es ist wohl für Sie kein Beweis für die Unerhörliekeit eines Beamten, wenn er monatlich das Zwanzigfache und noch

Roman aus der Zeit der grossen Goldfunde in Kanada und Alaska von Emil Droonberg. Copyright by Hesse & Becker, Leipzig.

16

mehr seines Gehaltes am Spieltische oder in den Tanzhallen ausgibt?“

„Nein, das ist noch kein Beweis für mich. Es rechtfertigt nur einen gewissen Verdacht.“

„Und sein Verbleiben im Amt“ vollendete Escher sarkastisch. „Well, Sir, ich sehe, wir haben von Ihnen nichts zu hoffen und müssen die Sache selbst in die Hand nehmen. Das wird jetzt geschehen.“

„Falls das als eine Drohung gemeint ist, so mache ich Sie darauf aufmerksam, daß ich hier eine Klingel habe. Wenn ich auf die drücke, kommt der Officediener, um Sie hinauszuführen.“

„Ich würde Ihnen nicht empfehlen, zu drücken“, versetzte Escher ruhig, „denn ich wäre genötigt, wiederzukommen. Mit den Mitgliedern des Vigilantenkomitees, dessen Bildung nachgerade unabweisbar geworden ist. Wir wollen eine ehrliche Verwaltung hier und werden sie schaffen. Wenn Sie mir gegenüber die starke Hand zeigen wollen, so gestatten Sie mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß dies besser nach der richtigen Seite hin geschehen wäre. Es werden sich jedenfalls in der nächsten Zeit Dinge hier in Dawson ereignen, deren Kenntnis nicht auf Dawson beschränkt bleiben kann und über die man vermutlich von Ottawa aus Aufklärung von Ihnen verlangen wird.“

In dem Kommissar kämpfte augenscheinlich das Bewußtsein seiner amtlichen Würde mit dem ziemlich entgegengesetzten Gefühl einer schlecht verhehlten Beunruhigung.

Er drückte aber jetzt wirklich auf den Knopf, und als der Diener eintrat, sagte er mit einem verabschiedenden Kopfnicken gegen Escher:

„Der nächste.“

Die darauf folgende Unterredung Eschers mit Mr. Hoffmann, dem Editor des „Klondike Nugget“ führte zu einem vollständigen Einverständnis zwischen beiden.

Trotz seines deutschen Namens war der Mann aber kein Deutscher, oder doch nur in einer nicht mehr feststellbaren Abstammung. Er erklärte sich bereit, sein Blatt in den Dienst der neuen Bewegung zu stellen und einen Aufruf, den Escher sich zu schreiben erbot, zu veröffentlichen.

Escher hatte das erwartet, denn im Gegensatz zu der „Yukon Midnight Sun“, die mehr die Interessen der großen Gesellschaften vertrat, war der „Nugget“ vollständig unabhängig und trat schon aus Gegensätzlichkeit zu dem Konkurrenzblatt mehr für die Rechte des großen Publikums und eine Reform des ganzen öffentlichen Lebens in Dawson ein.

Norton konnte von seiner Besprechung mit Mr. King indessen nicht das gleiche günstige Resultat berichten.

„Auf die „Midnight Sun“ werden wir nicht rechnen können“, sagte er, als er am Abend Escher wieder besuchte.

Sie waren diesmal allein. Schmidt war ausgegangen und der Landagent wie gewöhnlich aus seiner Office noch gar nicht zurückgekehrt.

„King scheint sich nicht frei zu fühlen und zu fürchten, daß es ihm übel vermerkt werden könnte, wenn er gegen die Korruption hier, von der die großen Interessen schließlich am meisten profitieren, zu Felde zieht. Das war wenigstens der Eindruck, den ich hatte. Denn was er sagte, klang anders“, fuhr Norton fort. „Danach kann das Heil für den Klondike-Distrikt und Alaska nur von den großen Gesellschaften kommen, die für Amerika wie für Kanada, ja eigentlich für die ganze Welt, aus der Eiswüste hier ein neues Empire schaffen. Dazu gehört Kapital und die Bereitwilligkeit, es aufs Spiel zu setzen, ohne kleinliche Furcht, daß es verloren gehen könnte. Der einzelne sei wertvoll genug in seiner Weise, aber er wird immer zögern, seine beschränkten Mittel für ein Wagnis einzusetzen. Die großen Gesellschaften tun das aber. Tun es dauernd. Sie erschließen das Land für den Farmer, errichten Kohlenminen, bauen Eisenbahnen und schaffen alle möglichen sonstigen dem allgemeinen Wohl dienenden Unternehmungen. Sie können sich das leisten, weil die Möglichkeit für sie besteht, sich an einer andern Stelle schadlos zu halten, wenn sich ihre Erwartungen an der einen nicht erfüllen. Der kleine Kapitalist kann das nicht.“

Die meisten Leute ahnen ja gar nicht, was die großen Gesellschaften alles schon für das Land hier getan haben. Ihre Methoden sind vielleicht nicht einwandfrei. Zum Teufel auch. Kein großer Eroberer hat jemals sein Ziel mit einwandfreien Mitteln erreicht. Und unsere großen Gesellschaften sind Eroberer. Eroberer eines wüsten Landes am äußersten Ende der Welt. Es ist nicht mehr als vernünftig, daß die Regierung sich von ihnen bis zu einem gewissen Grade beeinflussen läßt, obwohl der Umfang, in dem das geschieht, in den meisten Fällen stark überschätzt wird. Die Regierung kann nur wenig für das Land tun. Sie ist nach zu vielen Seiten hin gebunden. Sie würde dreißig Jahre brauchen, um das zu tun, was die großen Interessen in drei Jahren schaffen. Sie ist doch auch jetzt nur hergekommen, um Geld aus dem Lande herauszuholen, nicht aber hineinzustellen. Yes, Sir, die großen Gesellschaften sind ein Segen für das Land! Sie erschließen es, schaffen Tausenden Arbeit und Verdienst und wenn schließlich mal wirklich einer oder der andere dabei zu Schaden kommt, so muß ich Sie daran erinnern, daß ein neues Land nicht nach dem Moralkodex der alten Länder beurteilt werden darf.“

13.

Ein Goldgräber-Meeting.

Das Opernhaus war von der männlichen Bevölkerung Dawsons dicht besetzt. Auch die Logen und Ränge waren gefüllt. Nur wenige der sich zur Zeit in der Stadt befindenden Miner hatten versäumt, sich einzufinden. Die Aufrufung hierzu, die der „Klondike Nugget“ vor einigen Tagen in der Form eines von Escher verfaßten Artikels gebracht, war zu dringend gewesen, hatte das herrschende System der Korruption zu schonungslos aufgedeckt und die endliche Selbsthilfe der Bevölkerung dagegen als zu notwendig erwiesen, um nicht allseitig beachtet zu werden.

Die Nummer, die zu dem gewöhnlichen Preise von fünfzig Cents das Stück in den Straßen verkauft wurde, fand reißenden Absatz. Seit den ersten sensationellen Goldfunden hatte es in Dawson keine Sache gegeben, über welche sich die Bevölkerung in eine solche Siedehitzte der Erregung hineindiskutiert hatte, wie diele. Und das Dawson von damals mit seinen wenigen Hunderten von Einwohnern war längst untergegangen in dem Dawson von heute mit seinen nahezu zwanzigtausend Einwohnern. Die periodischen Goldfunde, die immer wieder bekannt wurden, verfehlten ja allerdings niemals, von neuem eine Sensation hervorzurufen, aber schon ihre Häufigkeit und die vielfach getäuschten Erwartungen, die einzelnen von ihnen folgten, übten ihre Wirkung in dieser Beziehung nur noch in bedeutender Abschwächung.

Die ersten Funde hatten den Beweis geliefert, daß Gold in unverhofft großen Mengen im Lande vorhanden war, eine Tatsache, die man bis dahin nach Jahren ausdauernder Prospektierarbeit mit nur lärmenden Erfolgen immer wieder bezweifelt hatte. Den neuen Funden, obwohl sie natürlich stets von einer stampede, einem wilden Rennen, nach der betreffenden Stelle begleitet waren, fehlte der alles umwälzende Charakter jener. Denn sie bewiesen im Grunde doch nur immer wieder das eine, das längst nicht mehr zu beweisen nötig war, daß der Klondike und Yukon mit ihren zahlreichen Nebenflüssen das neueste und reichste Gold-Territorium der Erde waren.

Bei dieser Lage der Dinge war daher auch jeder bisher meist nur mit seinen eigenen Angelegenheiten, die andere nicht interessierten, beschäftigt gewesen; hatte das Gefühl gehabt, hier allein oder höchstens mit ein paar Freunden gegen alle anderen im bittersten, rücksichtslosesten Wettbewerb um das Dasein und die Unwirtschaft auf dessen Unnehmlichkeiten zu stehen, die das Gold in den Flusabetten ihnen verhieß. Jetzt entdeckte man auf einmal, daß es etwas gab, das alle anging; alle nötig hatten: den Schutz einer gesetzlichen Ordnung in dem zügellosen, wüsten Durcheinander der Dinge hier. Das sich in wahnwütiger Hast überstürzende Tempo der Entwicklung der Stadt machte die eingetretene Korruption und Fehlbesetzung fast aller Aemter zwar einigermaßen erklärlich, aber es durfte nicht länger als Entschuldigung für ihre Fortdauer dienen.

Und derjenige, der das Gemeinschaftsgefühl und den Mut besaß, sich der Korruption hier entgegenzustellen und andere zur Hilfeleistung hierbei aufzufordern, war ein noch ganz junger Mann. Das mußte wohl so sein, denn mancher lebenserfahrene Mann mit ergrautem Haar hätte gezögert, das zu tun und erklärte sein Vorgehen offen für wohl recht anerkennenswert, aber doch für eine Unbesonnenheit, die kaum anders als in einer Katastrophe für ihn enden konnte. Der Name Escher ging von Mund zu Mund und sein Träger hatte in die wenigen Tagen eine Popularität erlangt, die ihn hätte bedenklich und in seiner Haltung schwankend machen müssen, wenn er sich nicht über alle möglichen Folgen seines Schrittes in vollem Umfange von vornherein klar gewesen wäre.

Die Inhaber der zahlreichen Bars und Vergnügungsstätten, die der Entwicklung der Dinge zuerst mit einem reichlichen Misstrauen entgegengesehen hatten, da sie ihre Interessen bedroht glaubten, söhnten sich damit aus, als sie sahen, daß die erregte Stimmung der Bevölkerung ihr Geschäft belebte. Raum zu irgendeiner Zeit waren ihre Lokale von so vielen Gästen gefüllt gewesen und sie waren sicher, auch in Zukunft auf ihre Rechnung zu kommen, ganz gleich, welchen Ausgang die Sache nahm. Immer würde das Bedürfnis bestehen, die brennenden Zeitfragen in den Bars zu besprechen. Was wollten sie mehr?

Die „Yukon Midnight Sun“ war am nächsten Tage prompt mit einem Artikel herausgekommen, der vor Bestrebungen warnte, die nur den Erfolg haben könnten, Unruhe in die Bevölkerung zu tragen und den einen gegen den anderen aufzureißen, zu einer Zeit, wo man dringend der Einigkeit und Zusammenfassung aller Kräfte bedürfe, um aus dem Land zum Wohle aller ein Eldorado im besten und weitesten Sinne des Wortes zu machen. Niemand sei besser zur Führung hierbei berufen, als die großen, fest im Boden des Landes wurzelnden Unternehmungen. Es läge Gefahr darin, sie unbekannten Leuten anzuvertrauen, deren Existenz und Interessen hier vermutlich doch nur vorübergehender Natur waren.

(Fortsetzung folgt.)

Welt-Wochenschau.

England—Italien, Frankreich—Hitler.

Im Dreizehnerkomitee wurde beschlossen, Italien und Abessinien zu ermahnen, sie möchten doch keine international verbotenen Kriegsmittel verwenden. Gemeint waren die Giftgase, und die Mahnung richtete sich natürlich nur an die Italiener. Vermutlich lacht man in Rom nicht einmal mehr über solche Schritte; man hat sich zu sehr an das Klappern der Genfer Windmühle gewöhnt.

Das Dreizehnerkomitee fasste aber noch einen andern Besluß: Der Präsident Madariaga soll mit einem italienischen Vertreter die Friedensmöglichkeiten besprechen; stellen sich die Italiener taub, so wird das Sanctionenkomitee zusammentreten und weiter beraten. Immer aufs neue beraten und sich wieder vertagen! Auch die Dreizehn haben sich bis zum 16. April vertagt und wollen abwarten, wieviel Madariaga von den Italienern erreicht.

Schon zu Ostern stand fest, was er erreichen werde: Mussolini hatte geantwortet. Nicht Italien sei der Angreifer. Vierzig Jahre lang habe Abessinien die angrenzenden Kolonien beunruhigt. Italien wolle nur die Sicherheit seiner Gebiete, die ihm der Völkerbund nicht garantierte. Es erstrebe auch nicht die Vernichtung eines Nachbarreiches, das zudem Mitglied des Völkerbundes sei. Und so weiter. Unterdessen arbeiten nach wie vor die Flieger an allen wichtigen Punkten zwischen Addis Abeba und Dassie, und die vorrückende Armee nähert sich Magdala.

Man gewinnt aus Mussolinis Rede in seinem Ministerrat den Eindruck, daß er auf die verschärfteste Stimmung in England Rücksicht nahm. Es steht hinter seinen Worten das Friedensangebot, das auf die schon oft prophezeite Teilung hinausläuft. Abessinien soll nicht vernichtet werden,

versichert er. Auf deutsch: Man wird einen Rest übrig lassen. Jenen Rest, den die Engländer als Sicherung ihrer Nilposition unter ihre Fittiche zu nehmen gedenken. Es wird bald einmal Zeit werden, daß der Duce deutlicher wird. Sonst werden es vielleicht doch die Engländer sein.

Ohne daß davon gesprochen wurde, hat die britische Admiralität die Flottenstützpunkte im Mittelmeer weiter ausgebaut und eine unbekannte Anzahl neuer Fliegerstützpunkte geschaffen. Niemand hat diese geheimen Arbeiten kontrolliert, freilich auch nicht die italienischen; wenn man über die nach Abessinien gefahrenen Verstärkungen und Materiallasten immer auf dem Laufenden war, so dank der Kontrolle am Suezkanal; die italienischen U-Boote und die britischen Schiffsbefestigungen entziehen sich solcher Berichterstattung.

Die britische Regierung erstrebt mehr als bisher die rasche Lösung des afrikanischen Konfliktes. Frankreich jedoch überlegt sich die Sache heute nur noch unter dem Gesichtswinkel des Rheinlandkonfliktes. Es wünscht geradezu, daß Mussolini seine afrikanische Position noch verstärke. Je stärker Rom, desto leichter wird England einwilligen, den Rheinkonflikt im französischen Sinne zu lösen, um seinerseits die französische Hilfe gegen Mussolini einzuhandeln. Hat es Hoffnung, allein mit ihm fertig zu werden, braucht es die Franzosen nicht, so wird es auch Frankreich nichts versprechen.

Wie sehr Frankreich und England sich in ein uferloses Markten und Abwarten verloren haben, zeigten die Vorgänge im genannten Komitee der Dreizehn. Frankreich schlug vor, dieses Komitee solle sich vertagen, und zwar auf lange Frist. Zwed: Sofortige energische Aktion der Locarnomächte gegen Hitler. England dagegen schlug vor, die Dreizehn hätten in Permanent zu tagen. Zwed: Vorläufiger Verzicht auf weiteres Vorgehen gegen Hitler. Die zwei Standpunkte. Die beiden Westmächte sind weit auseinander gekommen, müssen jedoch beide weiterhin zusammengehen und sich gegenseitig lämmen. Frankreich möchte zuerst die Rheinfrage zu seinen Gunsten lösen und nachher England helfen, seine afrikanischen Interessen zu retten. England aber möchte erst später an die französischen Sorgen denken.

Dabei weiß Frankreich, wohin man den Duce treibt, wenn man England hilft, ihn an die Wand zu drücken: Aus dem Kreis der Locarnomächte hinüber zu Hitler. Wo-



Der Tag des roten Kreuzes in Italien. Jeder Italiener spendet dieser wohltätigen Stiftung eine Gabe.